

Erich Garhammer  
Georg Langenhorst  
*Herausgeber*

Schreiben ist Totenerweckung  
Theologie und Literatur

**echter**

## Ertrag und Perspektiven

Fünf Hauptreferate, sechs thematisch gebündelte Workshops, die Lesung Patrick Roths<sup>1</sup>, Begegnungen, Gespräche, Diskussionen, Austausch – was bleibt von diesem Kongress? Welche Impulse gehen von der angestrebten »Zwischenbilanz« in interdisziplinärer, internationaler und ökumenischer Betrachtung aus? Fern der Möglichkeit einer objektiven Beantwortung dieser Fragen sollen am Ende einige zukunftsweisende Perspektiven des Forschungsfeldes von Theologie und Literatur benannt werden.<sup>2</sup>

### I. ERTRAG

Eindrücklich konnte der Kongress belegen, dass sich das interdisziplinäre Begegnungsfeld von »Theologie und Literatur« in den 20 Jahren seit dem Tübinger Kongress als äußerst produktiver eigenständiger Forschungsbereich etabliert hat. *Karl-Josef Kuschels* Eröffnungsvortrag lässt erahnen, wie groß die Zahl der in dieser Zeit erschienenen Monographien, Aufsatzbände, Anthologien und Essays aus ganz unterschiedlicher Zugangsperspektive ist.<sup>3</sup> Erstaunlich groß ist auch die Zahl derzeit laufender Arbeitsprojekte, von denen einige im Verlauf des Kongresses vorgestellt wurden.

Deutlich wurde zudem, dass sich im deutschsprachigen Raum eine neue Generation von Protagonisten dieses Feldes herausgebildet hat. Tatsächlich lassen sich drei etablierte Generationen von ForscherInnen im Bereich von »Theologie und Literatur« unterscheiden, wobei

<sup>1</sup> Vgl. Georg Langenhorst (Hrsg.): Patrick Roth, Erzähler zwischen Bibel und Hollywood (Münster 2005)

<sup>2</sup> Vgl. die ausführlichen Berichte: Christoph Gellner: Die abschließenden Vokabulare aufbrechen. Entwicklungen und Aufgaben auf dem Forschungsfeld »Theologie und Literatur«, in: Orientierung 68 (2004), S. 234–236; Stefan Orth: Milieupontifex gesucht. Warum sich Theologen für Literatur interessieren, in: Herder Korrespondenz 58 (2004), S. 637–641; Marie-Luise Habel: »Lieber Gott, ich habe dein Interesse nötig«. »Literaturtheologie« im Aufbruch, in: Publik-Forum Nr. 23 (2004), S. 52–57.

<sup>3</sup> Vgl. dazu die umfassende Darstellung: Georg Langenhorst: Theologie und Literatur. Ein Handbuch. Bilanz – Ertrag – Perspektiven (Darmstadt 2005).

die Grenzen fließend sind, Zugehörigkeiten sich nicht immer eindeutig bestimmen lassen.

(1) In der »ersten Generation« im deutschsprachigen Raum stehen vor allem große Einzelgestalten, die nicht an Schulbildung interessiert waren: *Romano Guardini* und *Hans Urs von Balthasar* auf katholischer, *Paul Tillich* auf evangelischer Seite. Die systematische Einbindung der Entwürfe dieser Theologen in den aktuellen theologisch-literarischen Diskurs ist ein noch nicht zufriedenstellend eingelöstes Desiderat.

(2) Die zweite Generation steht für den erstmaligen Versuch einer Systematisierung des Forschungsfeldes in und seit den 70er Jahren, wobei manche dieser Gründergestalten bis heute in dem Bereich aktiv sind. Hierzu zählen zunächst Religionspädagogen und praktische Theologen auf evangelischer Seite: *Henning Schröer*, *Friedrich Hahn* oder *Hans Jürgen Baden*. Im katholischen Bereich kann man ihnen theologisch und didaktisch versierte GermanistInnen wie *Friedrich Kienecker* und *Magda Motté* an die Seite stellen, und damit sind jeweils nur exemplarische Namen aufgerufen. Zu diesen eher praktisch orientierten Ansätzen gesellten sich hermeneutisch und in der Literaturerfassung systematisierende Entwürfe: von *Dorothee Sölle*, *Paul Konrad Kurz* oder *Dietmar Mieth*, von *Hans Küng* und *Walter Jens* in enger Kooperation, schließlich von *Karl-Josef Kuschel*. Aus dem umfangreichen Werk dieser AutorInnen stammen bis heute die wesentlichen hermeneutischen und methodischen Impulse für den Forschungsbereich.

(3) Als dritte Forschergeneration kann man nun jene TheologInnen und LiteraturwissenschaftlerInnen bezeichnen, die auf der Basis dieser Vorarbeiten seit Beginn der 90er Jahre »Theologie und Literatur« betreiben. Im Zentrum des Kongresses sollte bewusst gerade diese Generation stehen, und nicht zufällig wurden die Hauptreferate von deren führenden VertreterInnen übernommen. Auch die Arbeit in den Workshops wurde inhaltlich und strukturell aus dem Kreis dieser dritten Forschergeneration gestaltet, freilich durch noch einmal um die zehn Jahre Jüngere, die noch enger angebunden sind an die unmittelbare Arbeit an Dissertationen oder Folgeprojekten. Das Profil dieser vor kurzem entstandenen und noch entstehenden Arbeiten lässt sich dabei noch kaum überblicken und systematisieren. Erst eine zukünftige Rückschau wird hier mögliche Profile und Tendenzen ausdifferenzieren können.

Verschiedene Felder wurden in diesem Kongress bearbeitet. Die in diesem Band aufgenommenen Beiträge können als Grundlage künftiger Forschungen in diesen speziellen Ausrichtungen dienen: zur Fra-

ge nach dem Interesse an der Begegnung und Auseinandersetzung mit Religion und Theologie von Seiten der Literaturwissenschaft (*Wolfgang Braungart*); zur Anbindung des deutschsprachigen Diskurses an die internationale Forschung (*Terry Wright*); zu Entwicklungen und Perspektiven des Forschungsbereiches im deutschen Sprachraum (*Karl-Josef Kuschel*); zum Interesse an Literatur aus systematisch-theologischer Sicht in spezifisch evangelischer Sichtweise (*Klaas Huizing*); schließlich zur herausfordernden Beziehung von theologischer Ethik und Literatur (*Regina Ammicht-Quinn*). In den Workshops wurden manche dieser Themengebiete vertieft, andere – wie die Beziehung von Bibel und Literatur oder die Bedeutung literarischer Texte im Religionsunterricht und im Gesamtfeld der praktischen Theologie – zusätzlich in den Deutehorizont aufgenommen. In der nötigen Konzentration sind einige weitere Bereiche nicht eigens thematisiert worden, die dennoch zum Forschungsbereich hinzugehören und eigene Beachtung verdienen. Auch hier sind nur exemplarische Nennungen möglich:

(1) der Bereich von »Kirchengeschichte und Literatur« etwa, also die Frage, wie große kirchengeschichtliche Gestalten, Ereignisse oder Epochen literarisch bearbeitet, literaturwissenschaftlich beleuchtet werden und wie diese Prozesse in die Kirchengeschichtsschreibung zurückwirken;<sup>4</sup>

(2) das Feld von »Weltreligionen und Literatur«, also die Frage, wie etwa der Islam, der Buddhismus oder der Hinduismus in der Literatur wahrgenommen und dichterisch fruchtbar gemacht wurden und werden;<sup>5</sup>

(3) der spezifische Umgang mit dem Judentum in der Literaturwissenschaft nach 1945 als Beitrag zur Vergangenheitsbewältigung;<sup>6</sup>

(4) die Geschichte der explizit »christlichen Literatur« im 20. Jahrhundert und ihrer Erforschung<sup>7</sup>;

(5) die literaturwissenschaftliche Stoff- und Motivforschung und ihr spezifischer Umgang mit religiösen Themen.<sup>8</sup>

Eine Beobachtung zieht sich jedoch quer durch all diese und weitere

<sup>4</sup> Vgl. Ansätze in: Godehard Ruppert: Kirchengeschichtliche Inhalte in literarischen Werken, in: Katechetische Blätter 115 (1990), 293–297.

<sup>5</sup> Vgl. Themenheft »Weltreligionen in Weltliteratur«, Heft 6 Religionsunterricht an höheren Schulen 43 (2000), 345–391.

<sup>6</sup> Vgl. z. B. Daniel Hoffmann (Hrsg.): Handbuch zur deutsch-jüdischen Literatur des 20. Jahrhunderts (Paderborn u.a. 2002).

<sup>7</sup> Vgl. Dietrich Schlüter: »Christliche Literatur« und ihre Kanonisierung seit 1945 (Diss., Dortmund 2001).

<sup>8</sup> Untersuchungen zum Umgang mit spezifisch religiös/theologischen Themen in der Stoff- und Motivgeschichte stehen noch aus.

mögliche Unterabteilungen des Forschungsbereiches von »Theologie und Literatur«: *Terry Wright* hat in seinem Blick auf die internationalen Entwicklungen in diesem Feld im Rückgriff auf Robert Detweiler darauf verwiesen, dass sich dort »keine klar erkennbare Methodologie herausgebildet« habe, nicht einmal ein »klar beschreibbares Fragefeld« ausmachen lasse. Diese Beobachtung lässt sich im Blick auf die deutschsprachige Szenerie nur zur Hälfte bestätigen. In einem Punkt lässt sie sich nicht übertragen: Die Fragefelder lassen sich durchaus profilieren, ablesbar etwa in der Strukturierung der Themenstellung der Referate und Workshops des Kongresses. Sehr wohl übertragen lässt sich freilich die zweite Beobachtung. Auch im deutschen Sprachraum hat sich letztlich keine eigenständige Hermeneutik, keine klar profilierte Methodologie im Bereich von »Theologie und Literatur« herausgebildet. Immer wieder finden sich zwar Bezüge auf Wegspuren, welche in der »Gründergeneration der 70er Jahre« gelegt worden sind (etwa auf »Realisation« – *Sölle*, »produktive Kollision« – *Mieth*, »strukturelle Analogie« – *Kuschel*), tatsächlich muss aber jede Arbeit selbst mühsam ihren eigenen Zugang zum jeweiligen Thema klären und entwerfen. In neueren Arbeiten werden dazu immer öfter Ansätze der Intertextualitätstheorien herangezogen.

Diese hermeneutische Unsicherheit des Forschungsfeldes sollte auf der einen Seite zur Herausforderung werden, an diesen Fragen weiterzuarbeiten und klarere hermeneutische Grundsätze herauszubilden. Andererseits kann man diese Unsicherheit auch als fruchtbare Schwere bewerten, die gerade nicht einengen will, sondern Raum für Kreativität lässt. Diese Überlegungen leiten bereits über zum nächsten Punkt.

## II. INTERNATIONALE ANBINDUNG

Ein Weiteres hat der Kongress deutlich gezeigt: die fast völlig fehlende Anbindung des deutschsprachigen Diskurses an die internationale Diskussion im Bereich von »Theologie und Literatur«. Die Teilnahme von KollegInnen aus nichtdeutschsprachigen Kulturkreisen wie den Niederlanden, England, USA oder Brasilien hat nachdrücklich vor Augen geführt, wie sehr die deutschsprachige Diskussion um sich selbst kreist. Nur wenige Arbeiten – selbst aus den letzten Jahren – verweisen auch nur in Fußnoten auf den international fest etablierten Forschungsdiskurs. Ein dringendes Desiderat, das aus dem Kongress erwächst, ist deshalb die stärkere Anbindung an das internationale Feld. Ein erster Schritt dazu wurde auf dem Kongress selbst be-

reits vollzogen in der mehrfach praktizierten Öffnung auf Primärliteratur aus anderen Kulturen und Sprachräumen. Die Einbeziehung der Forschungsliteratur muss diesem ersten Schritt stärker als bislang folgen.

Ohne diesen Appell zurückzunehmen, seien zwei einschränkende Beobachtungen angefügt. Zum einen: Die literaturwissenschaftliche und eben auch die literaturtheologische Auseinandersetzung mit Literatur, gerade mit Gegenwartsliteratur, sind von sich aus primär auf den eigenen Sprachraum verwiesen. Als Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur steht so zunächst die eigene Literatur als Forschungsgegenstand für »Theologie und Literatur« an. Eine Öffnung auf andere Kulturkreise bedeutet de facto ja einen Anschluss an die spezifisch englischsprachige Diskussion und damit eine Öffnung zunächst für englischsprachige Literatur. Und dieser Prozess wird einseitig bleiben, die Gegenöffnung hin zur deutschsprachigen Literatur aus englischsprachiger Forschungsperspektive wird – nach bisherigen Beobachtungen im internationalen Feld – kaum erfolgen. Der Appell zur internationalen Anbindung darf so nicht als Vernachlässigung eigener und bleibend berechtigter Ausrichtungen missverstanden werden.

Ein zweiter Aspekt kommt hinzu: Der internationale Diskurs im Bereich von »Theologie und Literatur« hat sich, wie *Terry Wright* noch sehr vorsichtig zeigt, weitgehend der Hermeneutik der Postmoderne verschrieben. »Postmoderne« als Beschreibungsversuch der Lebensbedingungen, Einstellungen und Wahrnehmungsmuster unserer Zeit betrifft nun sicherlich grundsätzlich die deutschsprachige wie internationale Wirklichkeit gleichermaßen. »Postmoderne« im von *Wright* gezeigten Sinne meint jedoch zusätzlich ein spezifisches philosophisch-hermeneutisches Deutemuster dieser Wirklichkeit. Und genau diesem Deutungsmuster verweigert sich das deutschsprachige Forschungsfeld von »Theologie und Literatur« fast durchgehend, abgesehen von einzelnen Versuchen der Integration von Intertextualitätstheorien. »Theologie und Literatur« wird im deutschsprachigen Raum fast durchgängig eher im Sinne von *George Steiner* betrieben, also in einer Verpflichtung auf die Vorgaben der Moderne – freilich ohne dessen theologische Weltsicht zu teilen. Diese grundsätzlich andere hermeneutische Ausrichtung trennt die deutschsprachige Forschung vom Großteil des internationalen Diskurses und macht Vermittlungen und Verständigungen sehr schwer.

Es lohnt sich darüber nachzudenken, *warum* der deutschsprachige Diskurs den von *Terry Wright* nachgezeichneten Wandel von moderner zu postmoderner Hermeneutik in großen Teilen nicht mitvollzogen hat oder sogar hartnäckig verweigert. Das geschieht ja nicht ein-

fach aus Ignoranz, konservativer Beharrung oder schlichtem Desinteresse. Auch bleibt die deutschsprachige Diskussion ja nicht einfach bei jenem gemeinsamen Gründungssystem von *Paul Tillich* stehen – zentral als Ausgangsbasis für *Nathan Scott* in den USA wie für *Karl-Josef Kuschel* in Deutschland, um zwei Protagonisten exemplarisch zu benennen. Vielmehr werden von dort aus eigene Vorgaben für eine »Theopoetik«<sup>9</sup> entwickelt. Tatsächlich geht es also auf beiden Seiten um Entwicklungen, nur verbleiben die im deutschsprachigen Bereich vorwiegend im Deutungskontext der Moderne, während sie im internationalen Feld den Rubikon zur Postmoderne überschritten haben. Warum also?

Vier völlig verschiedene, möglicherweise jedoch miteinander verknüpfte Gründe scheinen mir für diese anders gelagerte Ausrichtung im deutschsprachigen Bereich ausschlaggebend zu sein. Zum einen hat die Diskussion um die Postmoderne in Deutschland nie die Breitenwirkung der intellektuellen Auseinandersetzung erreicht wie etwa in England oder den USA. Überhaupt kommt dem Feld der »Literaturtheorie«, innerhalb dessen diese Diskussion ihren primären Platz fand, hier ein viel geringerer Stellenwert zu. So kam es zunächst zu wesentlich geringeren diesbezüglichen Anregungen oder interdisziplinären Herausforderungen von dieser Seite.

Entscheidender jedoch: Anders als im englischsprachigen Bereich, wo die Literaturwissenschaftler führend sind, wird der wissenschaftliche Diskurs im Feld von Theologie und Literatur bei uns maßgeblich von TheologInnen beider Konfessionen betrieben. Binnenkirchlich bestand die theologische Auseinandersetzung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts jedoch vorranglich darin, gegen die vorherrschende geistige Atmosphäre der Vormoderne überhaupt erst für die Errungenschaften der Moderne zu streiten. Die bis heute nicht vollends erreichte Durchsetzung der Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils ist – auf katholischer Seite – eben in erster Linie eine Einholung der Moderne. Und die Einbeziehung »moderner Literatur« in theologische und religionspädagogische Diskurse lässt sich nicht zufällig genau in diesem Kontext verorten. Der Blick auf »moderne Literatur« in »moderner Hermeneutik« dient unverkennbar dem Ziel, die Moderne in Theologie und Kirche zu etablieren. Auf evangelischer Seite gelten analoge Beobachtungen. Eine Zuwendung zur Postmoderne würde in diesem Kontext wie ein Überspringen der zunächst anstehenden, kirchlich immer noch nicht vollendeten Öffnung hin

<sup>9</sup> Vgl. etwa: Karl-Josef Kuschel: *Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts* (Düsseldorf 1997), 280–295.

zur Moderne wirken. Im englischsprachigen Raum dagegen gehört die Krise der vernunftoptimistischen, bis ins Letzte der Rationalität verpflichteten Moderne zum zentralen Wahrnehmungsraster, demgegenüber die Postmoderne in ihrer stärkeren Betonung der Fiktionalität unserer Wahrnehmungen gerade eine neue Chance für Religion bietet. Im deutschsprachigen Raum gelten umgekehrt die Chancen von Religion im Kontext der Moderne noch nicht als voll ausgeleuchtet. – Mit diesen Skizzen sind dabei natürlich nur Schattenrisse von höchst komplexen Zusammenhängen benannt. In ihnen wird jedoch der unterschiedliche Stellenwert von ›moderner‹ und ›postmoderner‹ Hermeneutik in den beiden Kulturräumen und den angeschlossenen wissenschaftlichen Traditionen deutlich.

Neben diesen eher theologisch-kirchlichen Argumentationsstrang tritt ein zeitgeschichtlicher. Ein Großteil der deutschen Literatur nach 1945 widmet sich der Aufarbeitung der deutschen Unheilsgeschichte und der Shoah in der Nazidiktatur. Gerade diese Aufarbeitung verlangte jedoch – in der Literatur selbst, aber auch in der Deutung dieser Literatur – nach der Ernsthaftigkeit der Moderne. Dieser Themenkomplex, als historisch bestimmbare Schuldgeschichte eben genuin deutsch, verweigerte sich postmoderner Spielerei, theoretischer Abgehobenheit, vor allem der reinen Konzentration auf Texte ohne Berücksichtigung der historischen oder biographischen Kontexte. Die postmoderne Hermeneutik war und ist für diesen gerade auch für den theologisch-literarischen Bereich zentralen Themenkomplex offensichtlich nicht geeignet. Dies ist mit ein Grund dafür, warum *George Steiner* die postmoderne Hermeneutik so vehement bekämpft, hierin erneut Seite an Seite mit einem Großteil der deutschsprachigen Vertreter von »Theologie und Literatur«.

Und ein letztes Mal wird *George Steiner* zum zentralen Zeugen dafür, warum sich die postmoderne Hermeneutik im deutschsprachigen Forschungsfeld nicht durchgesetzt hat. Könnte man den bisher aufgeführten drei Begründungen entgegenhalten, dass sie halt auf ein rückwärtsgewandtes, konservatives, überholtes Inseldasein auf dem »alten Kontinent« schließen lassen, auf ein restlos dem Gestern verpflichtetes und zurecht im internationalen Diskurs übersehenes Arbeiten – auch solche Stimmen wären zu widerlegen –, so bleibt hier jener Punkt, dem auch *Terry Wright* in seinen Ausführungen Recht geben musste. In der Wahrnehmung breiter Zeugnisse der dekonstruktivistischen postmodernen Literaturkritik mache sich eben, so *Steiner*, eine »ungeheuerliche Banalität« breit, voller »Mehrdeutigkeiten, Widersprüche in sich selbst«, geprägt durch »Brüche und Elisionen in auktorialer Intensionalität, polyseme Indeterminationen, die

längst von früheren Lesern beobachtet und sogar zerpfückt worden sind«<sup>10</sup>. Auch *Wolfgang Braungart* warnt ja in seinem Beitrag vor einer voreiligen und unkritischen Übernahme derartiger hermeneutischer Modewellen. Konsequenz? – Im Wissen um die höchst unterschiedliche Qualität dessen, was sich Dekonstruktion nennt; in Kenntnis der sehr stark ausdifferenzierten hermeneutischen Ansätze, die mit dem Prägestempel der Postmoderne markiert werden: Die postmoderne Literaturkritik muss sich somit fragen lassen, was sie letztlich hervorgebracht hat. Nur Spiel um des Spiels willen? Nur elitär-intellektuelle *l'art pour l'art* ohne Bedeutung, ohne den Glauben an und den Willen zu Bedeutung? Ist das verantwortbar, sinnvoll und wissenschaftlich anschlussfähig?

Vier Aspekte habe ich angeführt um die Zurückhaltung im deutschsprachigen Feld von »Theologie und Literatur« der international vorherrschenden postmodernen Ästhetik und Hermeneutik gegenüber zu begründen: Die Forderung nach Anbindung an den internationalen Diskurs heißt demnach nicht, blindlings und anerkennungssüchtig auf den Zug der Postmoderne aufzuspringen. Freilich auch nicht, ihn schlicht zu ignorieren. Vielmehr ginge es darum, die eigenen Ansätze hermeneutisch zu schärfen und dialogisch-konfrontativ einzubringen.

### III. ABSCHIED VOM DIALOG-PARADIGMA

Ein auf den deutschsprachigen Bereich rückbezogener Punkt soll noch eigens benannt werden. Kongresse sind Orte der Begegnung, des Gesprächs, oft genug auch des tatsächlich geführten Dialogs. In Würzburg gab es dafür viele gelungene Beispiele und Gelegenheiten. Tatsächlich stellt sich jedoch die Frage, ob der in der Fachliteratur der letzten 30 Jahre vorherrschende Begriff des »Dialogs« von Theologie und Literatur das Forschungsfeld wirklich treffend beschreibt und zielgerichtet voranbringt. Im Rückblick auf die vielfältigen Entwicklungen und hermeneutischen Klärungen der Forschungen wird aus heutiger Sicht deutlich, dass diese Bestimmung immer eher eine – strategisch durchaus hilfreiche – idealtypische Wunschvorstellung als ein tatsächlich adäquater Analysebegriff war. Ich möchte deshalb gerade im Blick auf die gelungenen und herausfordernden Begegnungen des Kongresses den Vorschlag begründen, warum ich es wie *Wolfgang Braungart* für sinnvoll halte, sich von der Vorstellung und dem Begriff eines »Dialogs von Theologie und Literatur« zu verabschieden.

<sup>10</sup> George Steiner: *Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt?* 1989, übers. von Jörg Trobitius (München/Wien 1990), 171.

Dialog, darunter versteht man »das Geschehen des Gesprächs, in welchem der Andere als er selbst zu Wort kommt wie ich selber«, ein »sprachlich verfasstes interpersonales Mitteilungs- und Austauschgeschehen«, eine Weise des »voraussetzungsreichen, auf unmittelbare Begegnung zielenden Umgangs des Menschen mit dem Menschen, bei dem keiner den anderen als Mittel missbraucht«, so einige Definitionen aus den fachspezifischen Beiträgen zur Neuausgabe des »Lexikon für Theologie und Kirche«<sup>11</sup>. Vor allem in der progressiven Theologie der 60er und 70er Jahre diente der Dialogbegriff als Synonym für das neu gewonnene Selbstverständnis: Theologie wurde begriffen als »Dialog mit der Welt von heute«. Genau so war der Begriff auch in die wissenschaftliche Debatte um den theologischen Stellenwert von Dichtung eingeführt und von den Protagonisten seit dieser Zeit durchgängig verwendet worden (*Sölle, Mieth, Kuschel*). Das Idealbild eines solchen echten Dialogs fand man dabei in der interkonfessionellen Begegnung von Protestantismus und Katholizismus oder in der interreligiösen Begegnung von Christentum und Weltreligionen. Dort standen sich jeweils formal gleichwertige Gesprächspartner mit zumindest vergleichbaren Verständigungsinteressen gegenüber.

Genau diese Grundvoraussetzung war von Anfang an in der Begegnung von »Theologie und Literatur« nicht gegeben. Bei näherem Hinsehen aus rückblickender Distanz ist unübersehbar, dass dieser Begriff fast ausschließlich von der *einen* Seite des anvisierten Dialogs verwendet wurde, bis hin zur fast beschwörenden Einladung: von Seiten der Theologen. Ohne jede falsche Apologetik oder Überheblichkeit lässt sich feststellen, dass die Begegnung von »Theologie und Literatur« im deutschsprachigen Bereich fast stets von theologischer Seite angeregt wurde, dass von hier aus ihre Interessen, hermeneutischen Verfahren und Methoden entwickelt wurden. Weder Schriftsteller selbst noch Literaturwissenschaftler haben sich jemals wirklich auf diese Ebene eingelassen. »Was nützt es« – fragen die österreichischen Theologen *Clemens Sedmark* und *Peter Tschuggnall* in ihrer 1998 vorgelegten semiotisch-theoretischen Reflexionsstudie zum theologisch-literarischen Diskurs. »Sie haben nur ihre Zeichen« – »wenn wir uns bereit erklären zu einem Dialog, uns aber nicht vergewissern, ob mein Gegenüber die gleiche Auffassung darüber hat, was der »Dialog« eigentlich soll?«<sup>12</sup> Oder verschärfend: Was nützt es, wenn es sich bei der einen Seite eines »Dialogs« nur um imaginäre Partner handelt, denen ein

<sup>11</sup> Lexikon für Theologie und Kirche Bd. 3 (Freiburg/Basel/Wien 1995), 192–194.

<sup>12</sup> Clemens Sedmark/Peter Tschuggnall: Sie haben nur ihre Zeichen. Semiotik – Literaturwissenschaft – Theologie (Anif/Salzburg 1998), 144.

einseitiges Angebot gemacht wird, zum Teil ohne ihr Wissen, ohne ihr Interesse, geschweige denn ihre Zustimmung?

Von vornherein lag also eine Schiefelage der Interessen vor, die es heute zu benennen und zu korrigieren gilt. Ziel dieser klärenden Befreiung ist ein selbstbewusstes Benennen des Anliegens von ›Theologie und Literatur‹, seiner Chancen und Grenzen, seines Anspruchs und seiner Bescheidenheit. Erste Beobachtung: Im Sinne eines *wissenschaftlichen* Dialogs könnte allein die Begegnung von Theologie und Literaturwissenschaft gleichartige Partner zusammenführen. Tatsächlich war das aber nie Ziel der Begegnung. Das im Nachhinein erschließbare Ziel lag vielmehr in der theologischen Beachtung und Betrachtung literarischer Texte mit Hilfe literaturwissenschaftlicher Methoden. Im Vorwort zum Dokumentationsband des Tübinger Symposions zu »Theologie und Literatur« von 1984 sehen sich die Herausgeber genötigt, die Hinzuziehung von Literaturwissenschaftlern zum Thema überhaupt zu rechtfertigen. Nur mühsam können sie Gründe dafür anführen, etwa weil »ohne die kritische Distanz vermittelnden Literaturgeschichtler ein solches Unternehmen leicht seine Originalität überschätzt« oder weil die Literaturwissenschaft »dem aktuellen Unternehmen durch Verweis auf historische Modelle Profil und Tiefenschärfe« gibt, außerdem »kritische methodische Instrumentarien zur Verfügung« stelle, die »verhindern, dass literarische Texte theologisch oder religiös falsch rezipiert, das heißt intentionswidrig vereinbart werden«<sup>13</sup>. Und aufschlussreich, dass selbst das Grundsatzreferat zur Frage »Braucht die Literatur(wissenschaft) das theologische Gespräch?« mit *Dietmar Mieth* einem Theologen übertragen wurde. Scharf formuliert: Literaturwissenschaft dient also als Hilfwissenschaft, als Mahnerin vor Missbrauch sowie als Bereitstellerin von Methoden – kein Wunder, dass sich die Literaturwissenschaftler auf dieses ›Dialog‹-Angebot bestenfalls zögerlich einließen.

So kann es nur wenig verwundern, dass der Germanist *Klaus Jerziorowski* auf dem gleichen Symposium die Perspektive provokativ dreht, wenn er konstatiert: »Unter Gesichtspunkten der Textbeschaffenheit kehrt sich die Rangordnung (...) um«<sup>14</sup>. Literaturwissenschaftler haben auf das Dialogangebot immer zurückhaltend reagiert, weil sie die Auseinandersetzung mit der implizit mitgedachten Zuschreibung einer Vorherrschaft der Theologie für überflüssig hielten oder deren Wissenschaftlichkeits- und damit Dialogfähigkeitsanspruch von vornherein bezweifelten. Das führt konsequent dazu, dass zahlreiche lite-

<sup>13</sup> Walter Jens/Hans Küng/Karl-Josef Kuschel (Hrsg.): *Theologie und Literatur. Zum Stand des Dialogs* (München 1986), 6f.

<sup>14</sup> Ebd., 186.

raturwissenschaftliche Studien im Themenfeld Arbeiten aus dem theologischen Bereich nicht einmal bibliographisch zur Kenntnis nehmen. Der katholische Pastoraltheologe *Jörg Seip* spricht so davon, dass »eine gewisse Einseitigkeit ausmachbar« sei: »während in literaturwissenschaftlichen Lehrbüchern vor allem in den letzten Jahren ein mögliches und notwendiges Kapitel über »Theologie und Literatur« oder »Religion und Literatur« fehlt – es hätte nach einem bewährten Dialog ja mittlerweile ergänzt werden können –, erscheinen in theologischen Zeitschriften beinahe monatlich literaturwissenschaftliche Themen unter theologischer Hinsicht.« Es geht also darum, das »Ausbleiben des Dialogs«<sup>15</sup> zu benennen, zu akzeptieren und daraus die rechten Schlüsse zu ziehen. Ganz ähnlich bescheinigt der evangelische Theologe *Jan Bauke-Rüegg* in seiner 2004 erschienenen programmatischen Habilitationsschrift über »Theologische Poetik und literarische Theologie?« dem Forschungsfeld eine »Unschärferelation«, eine »doppelte Asymmetrie zwischen Glauben und Theologie sowie Literatur und Literaturwissenschaft«<sup>16</sup>.

Aus diesen exemplarisch aus jüngst erschienenen Studien erhobenen Beobachtungen legt sich im Verbund mit Diskussionen aus den Workshops des Kongresses in der Tat die Frage nahe: Warum nicht schlicht konstatieren: Das ja durchaus vorhandene Interesse von Literaturwissenschaftlern an religiösen Themen oder an aus religiösen Traditionen stammenden Sprachformen steht auf einer anderen Erkenntnis- und Motivationsebene als das theologische Interesse an solchen Phänomenen im Bereich der Literatur. Interesse aneinander und – im besten Falle: neugierige – Gespräche miteinander bleiben ja ein sinnvolles Ziel, aber unter der klaren Vorgabe strukturell *unterschiedlicher* Erwartungen, Fragen, Interessen und Standpunkte. Also klar formuliert: Einen wissenschaftlichen Dialog zwischen Literaturwissenschaftlern und Theologen mit gleicher Interessenlage hat es nie gegeben, kann es wohl auch nicht geben, er ist auch nicht erstrebenswert.

Zweite Beobachtung: Wenn schon nicht die *Literaturwissenschaft* als Dialogpartner der Theologie fungiert, dann aber vielleicht doch die Literatur selbst? Das ist es doch, was Theologen an Dichtung reizt: die direkte Auseinandersetzung mit Texten und deren Verfassern. Doch auch hier wird man eindeutig festzustellen haben: Die beiden Größen, Theologie auf der einen und Literatur auf der anderen Seite, sind auf ganz unterschiedlichen Ebenen verankert. Einmal handelt es sich um

<sup>15</sup> Jörg Seip: Einander die Wahrheit hinüberreichen. Kriteriologische Verhältnisbestimmung von Literatur und Theologie (Würzburg 2002), 49. 58.

<sup>16</sup> Jan Bauke-Rüegg: Theologische Poetik und literarische Theologie? Systematisch-theologische Streifzüge (Zürich 2004), 43. 47.

eine nach transparent-wissenschaftlichen Methoden betriebene akademische Disziplin, zum anderen um authentische subjektive Kunstwerke. Wenn die beiden Begriffe von ›Theologie‹ und ›Literatur‹ stimmig zusammenkommen könnten, dann höchstens auf der Ebene individueller Erfahrung. Doch wenn, dann träfen hier die Ebenen des persönlichen Glaubens sowie des persönlichen Leseerlebnisses oder Schreiberlebnisses aufeinander – auch das hat ›Theologie und Literatur‹ nie im Blick haben wollen. Die immer wieder postulierte Ebene des Dialogs als ›gegenseitige Herausforderung‹ entpuppt sich so als leere Hülse. Eine Wissenschaft und ein Künstler können sich nicht auf gleicher Ebene gegenseitig herausfordern. *Hans Küng* formuliert auf dem Tübinger Kongress diesen Anspruch idealtypisch. Was fordert er von Schriftstellern ein? Sie müssten sich in diesem Dialog »noch eindringlicher bewusst machen, wie ethisch-religiöse Themen auf der Höhe heutigen ästhetischen wie theologischen Problembewusstseins sprachlich verarbeitet werden müssten«<sup>17</sup>. Wo die Theologie als Wissenschaft angemahnt wird, ihr Eigenes im Lichte der literarischen Texte noch einmal neu zu überprüfen, werden Schriftsteller zu einer Beachtung wissenschaftlicher Theologie aufgefordert. Auf diesen Eingriff in die Autonomie, Kreativität und Spontaneität ihres künstlerischen Schaffens haben sich Schriftsteller – mit guten Gründen – genauso selten eingelassen wie die Literaturwissenschaftler auf anderer Ebene.

SchriftstellerInnen verstehen ihrerseits die Begegnung mit Theologen nicht als Dialog im Sinne der Begegnung auf gleicher Ebene, sondern als mit Neugier eingegangenes Gespräch auf Einladung der Theologen, welche allein die Initiatoren und Fragenden waren. Das wird etwa an den zahlreichen Schriftstellergesprächen deutlich, die *Karl-Josef Kuschel* geführt und dokumentiert hat. Hier treffen nicht Gleichrangige mit gleichem Erkenntnisinteresse aufeinander, sondern ein Fragender und ein Befragter, auch wenn sich die Gespräche an einzelnen Stellen öffnen. Und wenn – selten genug – Schriftsteller sich direkt zum Themengebiet der Religion äußern oder sich auf die Kanzel wagen um zu ›predigen‹, dann bleibt das stets in deutlicher Markierung ein Experiment, ein ›Auswärtsspiel‹. Ob in Interviews oder Predigten: Die Rollenzuteilung bleibt grundsätzlich gewahrt und steht sinnbildlich für die Begegnung von ›Theologie und Literatur‹. Einen wirklichen Dialog hat es nicht nur zwischen *Literaturwissenschaft* und Theologie nie gegeben, sondern auch nicht zwischen Literatur und Theologie. Dritte Beobachtung: Wenn diese beiden Analysen stimmen, gilt es

<sup>17</sup> Hans Küng (vgl. Anm. 13), 27.



Konsequenzen zu ziehen: Der Begriff des Dialogs ist als vorübergehend hilfreicher, zeitgeschichtlich strategisch sinnvoll bestimmter Zielbegriff zu sehen, dessen künftiger Gebrauch in diesem Zusammenhang jedoch abzulehnen ist. Nicht um Dialog geht es im Feld von ›Theologie und Literatur‹, sondern um Begegnungen, deren jeweilige Interessenstruktur in jedem Falle klar offen zu legen ist und nicht mit dem idealistisch verschleiernenden Begriff ›Dialog‹ gekennzeichnet werden sollte. Hier geht es nicht um Begegnungen von ›fremd‹ und ›eigen‹, in denen der Proporz gewahrt bleiben müsste, sondern um ein komplexes, in sich vielfach verwobenes Feld von Beziehungen, die in jedem Einzelfall anders, nur eben transparent aufzudecken sind.

Diese Befreiung vom selbst auferlegten Dialog-Paradigma führt gleich zu mehreren programmatisch entscheidenden Entlastungen. Zunächst findet sich von theologischer Seite immer wieder die Klage, die Rezeption des ›Dialogs‹ bei den anderen Partnern – also bei den Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern – bliebe so gering. Das kann – überspitzt formuliert – bis hin zur flehentlichen und meistens vergeblichen Anbietung an die vermeintlichen Dialogpartner gehen, doch bitte ernst genommen zu werden. Die Ansätze zur Etablierung einer so genannten ›Literaturtheologie‹ (*Ernst Josef Krzywon, Ralph P. Crimmann*) in den 70er Jahren können als solche Versuche gesehen werden.

Neben die Entlastung von der fast stets enttäuschten Erwartung, vom vorgeblichen Dialogpartner auch ernst genommen und rezipiert zu werden, tritt eine zweite: die Entlastung von dem Anspruch, die eigene Wissenschaftlichkeit durch übergroße Anpassung an vermeintliche Standards des Partners immer wieder in besonderer Weise unter Beweis stellen zu müssen. *Karl-Josef Kuschel* geht in seinem 1997 erschienenen Buch »Im Spiegel der Dichter« diesen Weg vor, indem er auf dem Recht zu einem eigenen Zugang beharrt: »Ich probiere in diesem Buch erstmals einen eigenen Stil«, schreibt er, »versuche beides zugleich: problemorientiert zu analysieren und zugleich ein wenig biographisch zu erzählen.« Selbstkritische Rückfrage: »»Funktionalisiere« ich damit die Literatur? Ja, und warum auch nicht? So wie jeder Leser einen guten Text ›funktionalisiert‹, wenn er ihn zu ›seinem‹ Text macht, d. h. wenn er entdeckt, dass dieser Text ihm ein Stück Wahrheit in Wahrhaftigkeit sagt, das er braucht.«<sup>18</sup> Nicht um eine Ausblendung literaturwissenschaftlicher Erkenntnisse geht es also hierbei, sondern um eine Ausblendung fremdbestimmter Ansprüche. In transparenter Selbstbestimmung sind methodische Ansätze offen zu legen. Zu dieser

<sup>18</sup> Karl-Josef Kuschel (vgl. Anm. 9), 2.

überzeugenden Selbstbestimmung wird in einer theologisch-literarischen Arbeit eine Aufarbeitung des jeweils anderen Forschungsstandes gehören. Die methodologischen Konsequenzen aus dieser Erhebung aber sind nach eigenem Erkenntnisinteresse transparent zu machen und frei zu bestimmen.

Dritte Entlastung durch die Befreiung vom Dialog-Paradigma: Viele theologische Arbeiten leiden unter dem Zwang, die angestrebte Dialogizität durch eine vorgebliche Antwortstruktur einlösen zu müssen. Der ›Herausforderung‹ durch die Literatur wird eine ›Entgegnung‹ von der Theologie angefügt, oft genug aufgesetzt. In vielen Fällen ist das eine durchaus sinnvolle Struktur, sofern offen gelegt wird, dass die Konstruktion der Herausforderung bereits selbst ein Produkt der theologischen Betrachtung ist. ›Herausforderung‹ ist bereits eine gefilterte und als solche gestaltete Deutekategorie. Die grundsätzliche Kommunikationsstruktur von solchen Arbeiten bleibt dennoch anzufragen: Wem gilt eigentlich die vorgebliche Antwort? Den Literaturwissenschaftlern? Gerade diese theologisch-inhaltliche Dimension wird in der spärlichen Rezeption fast gänzlich ausgeblendet. Den Schriftstellern? Die sind zum Teil bereits verstorben, und noch lebende werden diese akademischen Arbeiten kaum lesen. Die ›Herausforderung‹ ist also ein Konstrukt zum theologischen, von außen angeregten Selbstgespräch. Sie dient der theologischen *Selbstvergewisserung*, dort hat sie ihren hermeneutischen Ort und bleibenden Sinn. Mit ›Dialog‹ hat aber gerade diese Ausrichtung rein gar nichts zu tun. Vielmehr handelt es sich um ein Eigeninteresse theologischer Selbstbesinnung, in der – mit gutem Recht – literarische Texte eine zentrale Rolle spielen können, ohne dadurch illegitim vereinnahmt zu werden.

Eine wahrhaft dialogische Ebene gilt es am Ende dieser Überlegungen jedoch noch einmal hervorzuheben. Die zentralen Arbeiten im theologisch-literarischen Feld stammen nämlich von Menschen, in deren Leben ›Literatur und Theologie‹ tatsächlich in ständigem *inneren Austausch* sind. Ob *Guardini*, *von Balthasar*, *Kurz*, *Sölle*, *Mieth*, ob die Mehrzahl der TeilnehmerInnen am Kongress: Das spezifische Interesse für dieses Feld ergibt sich aus der gleichzeitigen Faszination von Literatur *und* Glaube, fast stets zudem aus der akademischen Ausbildung von Literaturwissenschaft *und* Theologie, manchmal – etwa bei *Sölle*, *Kurz* und *Huizing* – sogar von der gleichzeitigen Berufung zum Schriftsteller/Poet und zum Wissenschaftler/Essayist. Eine wissenschaftlich objektivierbare Theorie dieses *inneren Dialogs*, ein Eindringen in die innere Hermeneutik solcher doppelten Prägungen steht freilich noch aus, wenn sie denn überhaupt möglich sein sollte. Umgekehrt bedienen sich die vor solchem Hintergrund entstandenen Stu-

dien stets des Methodenrepertoires beider Disziplinen, stellen sich auch unabhängig von der konkreten Verortung dem doppelten Anspruch von Wissenschaftlichkeit.

Wenn also die Kategorie ›Dialog‹ im Blick auf ›Theologie und Literatur‹ zu verabschieden ist zugunsten der Erkenntnis, dass die Berücksichtigung von literarischen Texten als zentraler Bestandteil theologischer Selbstvergewisserung – unter Bewahrung des Wissenschaftsanspruchs der Literaturwissenschaften – dient, so geht es künftig darum, die fruchtbare Beziehung zwischen den beteiligten Größen jeweils neu und präzise zu bestimmen. Dabei sind die jeweiligen Interessen und hermeneutischen Verfahren transparent aufzudecken. Wahrscheinlich wird sich ein solcher Zugang jeglicher Zusammenfassung in einem transparenten, aber eben letztlich eher verschleiernenden programmatischen Begriff wie dem des ›Dialogs‹ verweigern.

Im Blick auf mein eigenes wissenschaftliches Feld, die Religionspädagogik und -didaktik, habe ich mit dem Hinweis auf fünf Gewinndimensionen (›Textspiegelung«, ›Sprachsensibilisierung«, ›Erfahrungserweiterung«, ›Wirklichkeitserschließung«, ›Möglichkeitsandeutung«) die eigene Hermeneutik an anderer Stelle vorgelegt und zur Diskussion gestellt.<sup>19</sup> Diese Ansätze lassen sich dabei kaum als Beleg für eine ›Flucht ins Ungefähre‹ kennzeichnen, ›curricular unterbestimmt« und ›intellektuell den Schülern zu wenig‹ abverlangend – wie *Wolfgang Braungart* die Gefahren einer ›Pragmatisierung von Literatur im Religionsunterricht‹ provokativ-überspitzt formuliert. Im Sinne einer Gefahrenanzeige hat er damit sicherlich Recht – als belegbares Beschreibungsinstrument von eben doch weit entwickelter Theorie und darauf aufbauender Praxis taugen diese Begriffe allerdings nicht. Nein, andere Ansätze – ob von theologischen, didaktischen oder literaturwissenschaftlichen Zugängen aus – sind eingeladen und aufgefordert analog vorzugehen im Blick auf die hermeneutisch reflektierte Beschreibung des eigenen Verfahrens. Vielleicht erschließt sich dann bei einem künftigen Kongress im Rückblick ja doch ein neues hermeneutisches Grundprofil des breiten Feldes von Theologie und Literatur? Auf die künftigen Entwicklungen darf man in jedem Fall gespannt sein.

<sup>19</sup> Vgl. Georg Langenhorst: *Gedichte zur Bibel. Texte – Interpretationen – Methoden* (München 2001); ders.: *Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden* (München 2003).